Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **34 (1952)**

Heft 10

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Winterthur, 7. März 1952 Erscheint jeden Freitag 34. Jahrgang Nr. 10

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstraße 89, Zürich 1, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Zum neuen Landwirtschaftsgesetz

Unserer Gewohnheit entsprechend lassen wir dieses in langer Arbeit entstandene, viel gerühmte, viel beanstandete Gesetz vom Pro- und Contra-Standpunkt aus beleuchten. Da wir Frauen weder als Bäuerinnen noch als Konsumentinnen zu den darin enthaltenen Vorteilen, wie auch offensichtlichen Nachteilen etwas zu sagen, sondern nachher nur die Folgen «zu ertragen» haben werden, so soll es bei diesen beiden Artikeln bleiben und keine weitere Diskussion stattfinden. (Die Redaktion)

Die Diskussion über das neue Landwirtschaftsgesetz, das Ende März zur Abstimmung kommt, wird in Stadt und Land mit wachsender Intensität geführt. Es wird in sachlicher Art diskutiert — zum Teil jedoch auch — und wir müssen leider hinzufügen nicht zuletzt von Hausfrauen — in einer stark gefühlsbetonten und damit unobjektiven Weise. Der Unmut über die Teuerung, über die Entwertung des Geldes in unserem Portemonnaie, sucht einen Schuldigen. Allzu leicht wird der Bauer zu diesem gestempelt.

Um was geht es tatsächlich beim Landwirtschaftsgesetz? Erstens darum, dass — ähnlich wie bei der Bundesfinanzreform — Notrecht, das in Anpassung an die wirtschaftliche und politische Entwicklung und an die Unsicherheit der Lage erlassen werden musste, nun in ordentliches Recht übergeführt werden soll. Anders als bei der Finanzreform sind auf dem Gebiete der Landwirtschaftsgesetzgebung jedoch die verfassungsrechtlichen Grundlagen bereits geschaffen worden. Durch die Annahme der neuen Wirtschaftsartikel der Bundesverfassung ist der Bund befugt worden, «wenn das Gesamtinteresse es rechtfertigt», «nötigenfalls in Abweichung der Handels- und Gewerbefreiheit, Vorschriften zu erlassen: .... zur Erhaltung eines gesunden Bauernstandes und einer leistungsfähigen Landwirtschaft, sowie zur Festigung des bäuerlichen Grundbesitzes.»

Zweitens geht es beim neuen Gesetz darum, die Landarbeit auf den verschiedensten Gebieten produktiver zu gestalten: durch Ausbau des landwirtschaftlichen Bildungswesens, durch Bodenverbesserungen, durch Förderung eines rationellen Pflanzenbaues und einer fortschrittlichen Tierzucht, durch Verhinderung der Uebervorteilung der Bauern beim Kauf von Dünge- und Spritzmitteln usw. Man könnte meinen, diese Artikel interessieren allein die Landwirtschaft. Das trifft jedoch nicht zu. Der Reichtum eines Volkes hängt nicht zuletzt davon ab, wie produktiv seine Landwirtschaft arbeitet.

Eine rationelle Landwirtschaft ist nur möglich, wenn der Bauer im voraus planen kann, wenn er unabhängig ist von den oft spekulativen grossen Preisschwankungen der Weltbörsen. Auf dem wichtigen Sektor der Brotversorgung ist diese Unabhängigkeit durch die Getreideordnung geschaffen worden. Das Landwirtschaftsgesetz will den als richtig erkannten Grundsatz auf weiteren Gebieten anwenden.

Es will ferner durch die Beibehaltung einer grösseren Ackerfläche als in der Vorkriegszeit die landwirtschaftliche Produktion vielseitiger gestalten, den Inlandbedürfnissen und der Versorgung des Volkes auch bei gestörter Zufuhr besser angepasst.

Nicht zuletzt sollen durch das neue Gesetz die Arbeitsverhältnisse der landwirtschaftlichen Angestellten verbessert werden durch Verpflichtung der Kantone zur Schaffung von Normalarbeitsverträgen und durch Verpflichtung der Bauern, ihre Angestellten gegen Unfall zu versichern.

Müssen all diese Ziele des Gesetzes bei ruhiger Bewertung der Lage nicht auch von uns Frauen als richtig anerkannt werden? Wir sind davon überzeugt.

M. Oe.

Gegen das Landwirtschaftsgesetz

Vorausgeschickt sei, dass der Landwirtschaft in unserem Lande ein ausreichender Schutz gebührt, nicht zuletzt in Anerkennung ihrer grossen Verdienste um das Durchhalten während des letzten Krieges, wo sie eine hervorragende Pflichterfüllung bewies. Die im Referendum zutage getretene Opposition betrifft denn auch nicht die Frage, ob ein Landwirtschaftsgesetz notwendig ist; diese wird wohl allgemein bejaht. Sie richtet sich auch nicht gegen jene Bestimmungen im Gesetzesentwurf, die die Qualität fördern oder die Berufsbildung, den Schutz der Arbeitnehmer und der Bergbauern betreffen.

Im folgenden sei auf einige Punkte hingewiesen, die Anlass zur öffentlichen Diskussion und zur offenen Gegnerschaft seitens des Landesrings der Unabhängigen und anderer Kreise gegeben haben.

Gewissermassen das Kernstück des Gesetzes bildet der zweite Teil mit den wirtschaftlichen Bestimmungen über Produktion und Absatz, Ein- und Ausfuhr und Preise (Artikel 18 bis 31). Es ist nicht anzunehmen, dass das Referendum ergriffen worden wäre, wenn diese Bestimmungen im allgemeinen ein freiheitlicheres Gepräge erhalten hätten.

Dem freien Mann auf der freien Scholle droht ebenso wie dem Konsumenten eine gelenkte Wirtschaft, die mit ihren zahlreichen Geboten, Verboten und Bewilligungsverfahren die Handlungsfreiheit bedeutend einschränken würde. Man erinnert sich noch an die besonders zu Anfang der monopolisierten Milcheinsammlung vorgekommenen Kämpfe um das Selbstausmessen; ähnliche unerfreuliche Auswüchse würden sich sicher auch bei anderen Produkten zeigen. Der Konsument, die Hausfrau, müsste sich weitgehend vorschreiben lassen, was sie auf den Familientisch bringen dürfte. Die Lebenshaltung würde eine Verteuerung erfahren, die hauptsächlich die kinderreichen Familien treffen würde.

Die Schweiz ist auf den Export angewiesen. Einfuhrbeschränkungen und noch straffere Kontingentierungen als bisher erschweren aber erfahrungsgemäss die Ausfuhr nach denjenigen Ländern, denen wir Güter verkaufen möchten. Die Landwirtschaft hat dies schon selber erfahren müssen, ist sie doch ebenfalls zum Teil auf den Export angewiesen, zum Beispiel beim Käse.

Das Leistungssystem, das im Gegensatz zu den Einfuhrbeschränkungen die Rechtsgleichheit gewährleistet und keine ungebührliche Freiheitsbeschränkung mit sich bringt, ist leider im Landwirtschaftsgesetz erst in letzter Linie und ungenügend berücksichtigt worden. Dabei gehört es zu den vorzüglichsten Massnahmen, da die Vermittler inländischer Produkte die ihrem Umsatz entsprechenden Einfuhrbewilligungen für ausländische Konkurrenzprodukte erhalten. Die Preisbildungsgesetze des freien Marktes besorgen beim Leistungssystem den Absatz der Inlandernten automatisch. Wesentlich ist dabei, dass Käufer und Verkäufer auf ihre Rechnung kommen.

Die Vorlage wird mit Recht als Ermächtigungsgesetz bezeichnet, werden doch in fast 40 der 123 Artikel dem Bundesrat allgemein gehaltene Aufträge erteilt, sehr oft ohne Abgrenzung oder Richtlinien. Besonders schwerwiegend erscheint die Ermächtigung laut Artikel 120: «Der Bund und die Kantone können Firmen und Organisationen in geeigneter Weise zur Mitwirkung beim Vollzug dieses Gesetzes heranziehen oder zu diesem Zwecke geeignete Organisationen schaffen.» Damit können zum Beispiel private Firmen Vollmachten zu einer weitgehenden Dirigierung erhalten. Es ist zu befürchten, dass sich hier unter staatlichem Schutze Monopolgebilde entwickeln werden, wobei die vorgesehene parlamentarische Kontrolle nicht sicher alle Missbräuche verhindert, insbesondere was das Klage- und Rekursrecht ihrer Mitglieder betrifft. Damit wird die Gefahr heraufbeschworen, dass die Interessen einzelner Gruppen gegenüber dem Allgemeininteresse obsiegen.

Im Falle der Annahme des Gesetzes bestünde die Gefahr, dass von anderen Gruppen ähnliche Ermächtigungsgesetze in Abweichung von der Handels- und Gewerbefreiheit «mit Recht» verlangt würden, was eine allmähliche Deformation unseres schweizerischen demokratischen Systems mit sich brächte.

Bei einer Verwerfung würde der Weg aber geebnet für die Ausarbeitung eines Gesetzes, das die Freiheit der Bauern und der Verbraucher nicht unnötig einschränkt, den Leistungswillen der Produzenten anspornt und dem Allgemeininteresse besser Rechnung trägt. Inzwischen würde die Landwirtschaft nicht schutzlos dastehen; denn das Getreidegesetz gewährleistet den Preis des Brotgetreides weiterhin. Die Alkoholverwaltung wird wie bisher die Kartoffel-, Most- und Tafelobstverwertung fördern und die Preise schützen. Die Milchverbände ihrerseits sind weiterhin in der Lage, den Milchpreis zu halten.

Der Ausgang der kommenden Abstimmung ist noch ungewiss, trotz des Trommelfeuers aller Parteien. Wir Frauen werden nicht an der Entscheidung teilnehmen können. Das Gesetz ist aber so einschneidend für unsere gesamte Wirtschaft, dass auch wir uns ein Urteil bilden müssen, um uns nicht nur seiner Vorteile, sondern auch seiner Mängel bewusst zu werden.

S. B. — G.

Sonntagsgedanken

Geld

Die Ansichten über das Geld sind sehr verschieden. Die einen sagen: Auf dem Geld lastet ein Fluch. Die andern behaupten, dass dem nicht so sei und das Geld auch zum grossen Segen gereichen könne? Wer hat recht? Beide. Denn das Geld kann sowohl zum Bösen, wie zum Guten verwendet werden. Es kann vernichten, aber gerade so gut aufbauend wirken. Im Grunde genommen war es ja immer in früheren Zeiten eigentlich ein einfaches Tauschmittel und ist es mehr oder weniger auch heute noch. Es kommt nur auf unsere Einstellung an. Der Mensch gibt dem Geld Macht oder Segen. In seiner Hand liegt es, für welche Zwecke es verwendet wird. Es kann zum Fluch werden, wenn wir in gieriger einnehmender Art es aufhäufen wollen oder andere damit zur Knechtschaft herabwürdigen. Doch kann es in unseren Händen zum grossen Segen gereichen, wenn wir es weisheitsvoll anwenden lernen. Wieviel Elend und wirkliche Not könnte es beheben, wieviel segensreiche Aufbauarbeit könnte es fördern? — Wenn wir innerlich uns zu dem Wort stellten: Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen», dann bekäme für uns alle die Bedeutung des Geldes einen segensreichen Sinn, doch so lange wir mit verkrampften Sinnen nach Reichtum trachten, wird uns der wahre Sinn eines wohlvermachten Schatzes nicht aufgehen. So lange wir unser Hoffen auf eine materielle Versorgung richten, so lange werden wir über das Geld straucheln und zu Fall kommen, bis wir endlich sehend werden, um zu begreifen, wo die Grenzen zwischen Fluch und Segen liegen.

L. Phenn

Aegyptisches Frauenschaffen der Gegenwart

Trotzdem die Stellung der Frau im Orient noch lange nicht derjenigen der Frau in Europa gleichkommt, ist sie heute doch bedeutend besser, als noch vor zwanzig Jahren. Wo es seit Jahrhunderten Tradition war, dass sich die Frau in der Oeffentlichkeit niemals unverschleiert zeigte, weichen nun die unbequemen, schleppenden Gewänder langsam der zweckmässigeren, europäischen Kleidung, wenigstens in den Städten. Von der Orientalin spricht man im Grunde genommen recht wenig, ja, es scheint manchmal, als ob sie die untergeordnete Rolle, die ihr vom Koran aus vorgeschrieben ist, auch weiterhin beibehalten werde. Zur Zeit steht Aegypten im Brennpunkt des Weltinteresses. Man frägt sich allgemein, wie es um die Selbständigkeit des Staates bestellt sei. In diesem Zusammenhang gewinnt natürlich auch die Stellung der ägyptischen Frau an Wichtigkeit.

Was wir heute an Meldungen über Aegypten zu hören bekommen, mutet uns alles recht trostlos an. Doch ist zu sagen, dass die ganze Sache auf Distanz schlimmer aussieht, als sie eigentlich ist. Wenigstens so weit dies die Situation im Lande selbst anbelangt. Das erste, was man beim Betreten orientalischen Bodens lernen muss, ist das Messen mit einem anderen Masstab. Wer den Mittleren Osten als Europäer kennen lernt, stösst auf Unterschiede, die für Aegypten meistens negativ ausfallen würden. Da ist vor allem einmal die Verschiedenheit des Milieus, die täuschend wirkt. Vor einem übereilten Urteil aber soll man sich hüten, denn die andere Art und Weise des Lebens, die fremden Gewohnheiten, die unterschiedliche Sprache lassen uns die positiven Seiten nicht schon im ersten Moment erkennen.

Als Frau beschränkte ich mich darauf, von der

Angelika Kauffmann 9

Ein Künstlerroman aus dem XVIII. Jahrhundert

Von Hilde Passow-Kernen

VI

Im Boddle Club sassen Lord Burky und Sir John Riner beim Lunch.

«Nun, Arthur, wie geht es? Steht die Heirat bald bevor? Oder ist man wieder einmal hoffnungslos in eine andere verliebt?» fragte Sir John.

«Du stellst viele Fragen auf einmal, lieber Vetter, darf ich der Reihe nach antworten?» fragte Lord Burky mit ironischem Lächeln.

«Bitte! Die Hauptsache ist, dass du bei der Wahrheit bleibst.»

«Ich will es versuchen! Geheiratet wird vorläufig nicht. Eveline will mich nicht, sie hat es eingesehen, dass ich zum Ehemann nicht tauge. Sie wird einen andern heiraten. Und nun zur Frage der hoffnungslosen Verliebtheit. Willst du damit vielleicht sagen, der unerwiderten Liebe? Das ist es nämlich. Mich reizt nur das, was ich nicht haben kann. Ich habe das verdammte Pech, mich immer in die Unrichtige zu verlieben. Dabei kann ich nicht im geringsten auf dein Verständnis zählen. Bin ich nicht zu bedauern?» Lord Burky machte ein äusserst trostloses Gesicht, doch schien sein Vetter wenig Mitleid zu haben.

«Ich bin verwundert, dass Eveline einen andern heiratet, ich finde aber, dass dir recht geschieht. Du hättest sie nicht verdient, so reizend wie sie ist. Kannst du denn nie vernünftig werden, Arthur? Ich hatte etwas anderes von dir erwartet, das muss ich schon sagen», versicherte Sir John.

«Du magst recht haben, John, aber bist nicht auch der jahrelang krank war? Das ist ja doch eine anwurfsvoll.

«Ich? Du bist wohl nicht ganz bei Sinnen. Ich, der jahrlang krank war? Das ist ja doch eine andere Frage, du oder ich. Mir ist deine Zukunft beinahe wichtiger als die meinige. Sind wir nicht eine entartete Sippe geworden? Unverheiratet, geschieden, kinderlos ... So wechselt das ab in unserer Familie. Auf dich hatte ich meine letzte Hoffnung gesetzt. Eveline wäre eine prächtige Frau für dich geworden. Wer aber sein Glück so verscherzt wie du, dem ist nicht zu helfen. Wer ist es denn eigentlich jetzt? Immer noch die Malerin?»

«Du bist auf der richtigen Fährte, John.»

«Nun, weshalb heiratest du sie denn nicht?»

«Würdest du eine solche Mésalliance gutheissen?»

«Eine Mésalliance würde ich das auf keinen Fall nennen. Angelika Kauffmann ist eine angesehene Malerin, verkehrt in den besten Familien, singt wundervoll und ist eine reizende Erscheinung. Ich habe sie letzthin bei dem Konzert in Mansion House gesehen. Sie scheint übrigens sehr umworben zu sein. Ich an deiner Stelle würde jetzt einmal ernst machen. Heirate doch um Himmels willen die Frau, die du liebst, die dir gesunde Kinder schenkt. Wenn ich gesund und unabhängig wäre wie du, würde ich mich nicht lange besinnen. Kurz, Arthur, heirate doch die schöne Malerin, du kannst auf mich zählen, ich halte zu dir, falls es jemand einfallen sollte, über deine Wahl den Mund zu verziehen. Und nun, lieber Vetter, werde ich mich bald verabschieden müssen, ich verreise in einigen Tagen nach Schweden.»

«Ausgerechnet nach Schweden? Fürchtest du nicht, das Klima könnte deiner Gesundheit schaden?» fragte Burky besorgt.

«Es ist nicht schlechter als hier. Ich habe eine wichtige Mission im diplomatischen Dienst übernommen. In einigen Monaten bin ich wieder hier. Bis dahin wirst du hoffentlich ein glücklicheres Gesicht machen als heute.»

«Lass das jetzt, bitte. Sag, bist du wieder gewählt samt dem Marquis von Rockingham?»

«Nein, der Marquis verlässt das Kabinett, Pitt ist Graf von Chatham geworden.»

«Ah, was für Neuigkeiten!» rief Burky aus.

«Ja, mir wären aber die deinigen beinahe noch wichtiger. Uebrigens ... wenn ich mich nicht irre, kommt dort nicht einer deiner Freunde?»

«Doch, es ist Graf Horn», erklärte Burky.

«Horn ...? Horn ...? Ist dein Freund Schwede?

«Ja, weshalb fragst du? Kennst du etwa eine Familie dieses Namens, da du doch früher einmal in Stockholm lebtest?» fragte Burky, der jetzt aufstand, um seinen Freund zu begrüssen und ihn seinem Vetter vorzustellen.

«Sind Sie etwa verwandt mit der Familie des Hofmarschalls, Graf Horn?» erkundigte sich Sir John bei dem Neuangekommenen nach den Zeremonien der ersten Begrüssung.

«Der Hofmarschall war mein Vater», antwortete der Graf, offenbar unangenehm berührt. «Kannten Sie meine Familie, Sir?»

«Sehr gut sogar, es sind allerdings schon etliche Jahre her, seit ich der englischen Botschaft in Stockholm zugeteilt war. Ich verkehrte viel in Ihrem Hause. Wenn ich mich richtig erinnere, war Ihre Mutter eine französische Adelige.»

»Gewiss, das stimmt!» gab der Graf zu, doch vermied er offensichtlich, dem Blick Sir Johns zu begegnen.

«Ich erinnere mich lebhaft des schwarzäugigen Frederick, der damals etwa fünfzehn Jahre alt, das Ebenbild seiner Mutter war.» Prüfend blieb der Blick Sir Johns auf den blauen Augen des Grafen haften, die er mit seiner Erinnerung nicht in Einklang zu bringen vermochte.

«Ach, Sie wissen wohl nicht, dass mein Bruder vor einem Jahr starb?» suchte der Graf aufzuklären.

«Sonderbar, ich kann mich mit dem besten Willen nicht daran erinnern, dass Graf Horn zwei Söhne besass», versicherte Sir John.

«Doch, ich besass einen jüngeren Bruder. Vielleicht war ich zu jener Zeit bereits in der Klosterschule. Nun aber bitte ich Sie, meine Herren, mich zu entschuldigen ... eine Verabredung, die ich beinahe vergessen hätte ...» erwiderte der Graf, der hastig aufstand, sich von den beiden verabschiedete und dem Ausgang entgegeneilte.

«Sag mal, Arthur, wo hast du denn eigentlich diese Bekanntschaft gemacht?» fragte Sir John, nachdem der Graf den Klubraum verlassen hatte.

«Ich begegnete dem Grafen in Paris ... ich weiss nicht mehr genau, in welchem der Salons das war ... vielleicht bei Madame Necker, vielleicht auch anderswo. Er verkehrte dort auf jeden Fall in der besten Gesellschaft, war überall Hahn im Korbe ... und machte sich bei Frauen beliebt. Nun, ist dir vielleicht etwas unangenehm aufgefallen?» fragte Burky, ein wenig pikiert.

«Du hast ihn also von Paris mitgebracht und hier in den besten Familien eingeführt, ohne Näheres über ihn zu wissen, als dass er Graf Horn heisst?» Sir John schüttelte verständnislos den Kopf.

«Nun, sollte ich nach der Herkunft eines Edel-

Eine Ehrung der Schweizerischen Pflegerinnenschule in Zürich

In Anerkennung der segensreichen Arbeit und des «allergrössten» Ansehens, das dieses Frauenwerk im ganzen Land geniesst, gibt die Schweizerische Medizinische Wochenschrift Nr. 9 vom 1. März 1952 als Festschrift zu seinen Ehren heraus mit Beiträgen der an den verschiedenen Abteilungen arbeitenden Fachärzten.

Perspektive der ägyptischen Frau her einen Einblick in das orientalische Leben zu erhalten. Vor allem die Stellung der Aegypterin von heute sowie ihr Schaffen interessierten mich. Meine Reise durch verschiedene Teile Aegyptens überzeugte mich davon, dass trotz der vielen negativen Meldungen in Aegypten eben doch Organisationen und Institutionen bestehen, die Beachtung verdienen. Gerade die Aegypterin der Gegenwart trug viel zum Entstehen von sozialen Organisationen bei, die heute dem Volke zugute kommen. Vielleicht mag uns diese Art von Frauenarbeit, bezogen auf die riesige Bevölkerungszahl von Aegypten, verschwindend klein erscheinen. Immerhin sind aber grundlegende Anfänge da, die nun ausgebaut und erweitert werden. In orientalischen Verhältnissen auf sozialer Basis zu arbeiten bedingt viel Geduld und Einfühlungsvermögen, da die grosse Masse der Bevölkerung noch nicht auf dem Durchschnittsniveau des Europäers ist, was die Bildung anbelangt. Diese Tatsache ist aber nicht zuletzt auch dem Umstand zuzuschreiben, dass die fremde Okkupation bewusst das ägyptische Volk auf dieser Bildungsstufe beliess.

Tapfere Frauen setzen sich aber immer wieder für die Rechte der Aegypterin ein, kämpfen für bessere Lebensbedingungen.

Vor allem erinnere ich mich des Morgens, an dem ich kurz nach meiner Ankunft eine Mädchenschule besuchte. Etwas ausserhalb des Stadtzentrums steht in einer märchenhaft orientalischen Umgebung zwischen Palmen ein grosses, weisses Haus, von einer Mauer ringsum eingezäunt. Ich bin belehrt worden, dass dies die Schule der «Feminist Union» sei. Aus der friedlichen, sauberen und geschäftigen Atmosphäre heraus fühlte man förmlich, dass da Frauen am Werke waren. Bald dreissig Jahre sind seit der Gründung der «Feminist Union» verstrichen. Einige Frauen gründeten diese Organisation in der Absicht, den ägyptischen Mädchen zu einer guten Schulbildung zu verhelfen, die ihnen später im Leben mehr Möglichkeiten geben soll. Während früher die Schule ausschliesslich als Privatschule für die Töchter der besseren Kreise diente, ist sie heute den Mädchen aus allen Volksschichten zugänglich. 500 Schülerinnen werden in der «Feminist Union» unterrichtet. Da in Aegypten Buben und Mädchen ihren Unterricht separat erhalten, sind auch die Schulprogramme entsprechend differenziert. Neben allen theoretischen Fächern wird im Erziehungsprogramm der «Feminist Union» grosser Wert auf Handfertigkeit gelegt. So lernen denn die Mädchen in mehreren Stunden jede Woche kunstvolle Handarbeiten ausführen. Flinke Finger zaubern auf zartfarbene Leinenstoffe Blütenranken und Figuren. Schon die junge Orientalin lernt es also, mit ihrer Hände Arbeit ein Heim auszuschmücken.

Drollig war es im nächsten Klassenzimmer anzuhören, wenn die Allerkleinsten die ersten Fremdsprachenversuche unternahmen. Entzückend unbeholfen noch erklangen die Worte, aber nicht minder eifrig als bei anderen Erstklässlern auf der ganzen Welt.

Der elementaren Schule der «Feminist Union» ist zugleich ein Gymnasium und ein Seminar angegliedert. Für Schülerinnen, die später den Lehrerinnenberuf ausüben wollen, ist dies sehr angenehm, da sie die Schule nicht zu wechseln brauchen. Das ganze Schulhaus atmet trotz der sachlichen Zweckmässigkeit Wärme und Geborgenheit aus. Bilder schmücken die Wände in den Gängen und auch die Schulräume sind mit Zeichnungen der Schülerinnen dekoriert. Die Finanzierung gestaltet sich so, dass der Staat die Löhne der Angestellten und die Schulbücher bezahlt. Die übrigen Ausgaben deckt die «Feminin Union» selbst. Die Schülerinnen haben jedoch nur ein bescheidenes Schulgeld zu entrichten.

«Bent el Nil» (Töchter des Nils) ist ein weiteres, typisches Frauenwerk, über das ich einigermassen erstaunt war, haben doch diese Niltöchter zum Teil recht revolutionäre Gedanken im Kopf (man hat es seither erlebt! Red.). Noch vor wenigen Jahren war diese Organisation völlig unbekannt, obschon Doria Shafik, die Gründerin, die Idee dazu schon längere Zeit in sich trug. Doria Shafik, eine ebenso elegante wie charmante Aegypterin, absolvierte ihre Studien an der Sorbonne. Ihr Wunsch war, nach Abschluss des Staatsexamens Professorin in Kairo zu werden. So etwas war natürlich bisher in Aegypten noch nie dagewesen und auch Doria Shafik konnte diese alte Tradition nicht über den Haufen werfen. Sie fand aber bald ein geeignetes Werkzeug zur Verfechtung ihrer Thesen, die der ägyptischen Frau zu besseren Lebensbedingungen verhelfen sollten. Als Journalistin und Redaktorin schrieb sie werbende Artikel, forderte die Frauen zur Zusammenarbeit auf ... und gründete schliesslich auf gut vorbereitetem Boden die «Bent el Nil»-Organisation. Das ehrwürdige Parlament sah diesen Machenschaften mit Misstrauen zu. Die völlige Missgunst aber zog sich Doria Shafik erst zu, als sie vor einem Jahr mit tausend Frauen das tagende Parlament bestürmte, die Türe einschlug, und den verdutzten Herren klar machte, dass es nun an der Zeit wäre, auch Frauen ins Parlament aufzunehmen. Trotz des gegebenen Versprechens wurde aber bis heute noch nicht über die Vorlage abgestimmt. Doria Shafik lehrt aber in ihrer Bewegung die Mädchen nicht nur den Gewehrgriff, sie bringt ihnen auch das Lesen und Schreiben bei. Auf dem Lande hält sie Vorträge, fordert die Fellachenfrauen auf, die eigens dafür von ihr errichteten Schulen zu besuchen, um sich einige Bildung zu holen. Doria Shafik hat bedeutende, einflussreiche Aegypterinnen auf ihrer Seite, die ihre Sache finanzieren helfen. Sie selbt ist überzeugt, dass sie der Aegypterin nur zu ihrem Recht verhelfen kann, wenn sie den Weg über die Politik einschlägt.

Weit weniger gefährlich, dafür aber umso herzlicher und gehaltvoller mutet ein anderes Sozialwerk an. Mitten in der Wüste, etwa 12 Kilometer ausserhalb Kairos, liegt an der Fayum-Road als zauberhafte Oase ein Kinderheim. Vor wenigen Jahren schlossen sich sechs Frauen, die alle auf sozialem Gebiete arbeiten, zusammen, um mit ihren privaten Mitteln dieses Camp zu bauen. Kinder von Eltern, die an Tuberkulose erkrankt waren, sollten hier Aufnahme finden, bis ihre Eltern wieder geheilt waren. Aber die Arbeit war mühsam. Auf dem gelben, sandigen Grund, auf dem ohne Wasser unter der glühenden Sonne kein Gras gedeiht, wurde langsam das erste Gebäude des Komplexes erstellt. Stein um Stein wurde aufeinandergestellt, die Mauern geformt und schliesslich nach langen Wochen waren die ersten Schlafräume bereit. Hell und sauber, mit bunten Decken und farbigen Kissen in den kleinen Betten.

Heute finden in «Medinat Tahsin El Seha» 350 Kinder Aufnahme, die sich in der sonnigen Atmosphäre des Camps recht wohlfühlen. Da die Kinder meistens während längeren Monaten dableiben müssen, hat das Camp auch seine eigene Schule. Die Kinder kommen meistens aus Verhältnissen, die ihnen kaum erlauben werden, je einmal einen richtigen Beruf zu erlernen. Auch diesem Umstand trägt das Camp Rechnung. Die grösseren Kinder werden in manuellen Arbeiten wie Nähen, Weben, Schreinern und dergleichen unterrichtet, mit denen sie sich später einmal ihr Brot selbst verdienen können. Dieses Camp ist ein weiterer Beweis für die initiative Arbeit der ägyptischen Frauen. A. Z.

Welcher Weg führt zum Frauenstimmrecht?

I

Der Artikel über den föderalistischen Weg zum Frauenstimmrecht im Frauenblatt vom 22. Februar 1952 bedarf einer Richtigstellung in bezug auf die bisherigen Bestrebungen des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht. Der Verband hat sich seit seinem Bestehen nie von der Auffassung leiten lassen, das Stimmrecht müsse den Frauen vorerst in Gemeinde und Kanton eingeräumt werden! Seinen Statuten entsprechend wurden alle bisher getätigten kantonalen Aktionen von den betreffenden Sektionen veranlasst, während der Zentralverband in den 43 Jahren seines Bestehens stets die Einführung des Stimmrechtes in eidgenössischen Angelegenheiten angestrebt hat.

Als nach dem Ersten Weltkrieg das Frauenstimmrecht in der Luft lag, sammelte der Verband die Unterschriften von 158 Verbänden verschiedenster Richtung und Zusammensetzung und unterstützte durch eine lebhafte Propaganda bei den eidgenössischen Räten und Delegationen beim Bundesrat die Motionen Greulich und Göttisheim auf Einführung des Frauenstimmrechtes im Bund, sowie die Motion Scherrer-Füllemann auf Revision der Bundesverfassung mit Einbezug der Frauenrechte. Als diese Vorstösse nicht zum Ziele führten, unternahm der Verband 10 Jahre später eine eidgenössische Petition auf Einführung des Frauenstimmrechtes, um das Argument zu entkräften, die Frauen wünschten es ja selber nicht! Die Petition wurde von rund 170 000 Frauen und 79 000 Männern unterzeichnet. Bei der Uebergabe empfing Bundesrat Scheurer eine Delegation von Frauen und erklärte ihnen rundweg, der schweizerische Weg führe über die Gemeinde und den Kanton zum Bund! DerVerband gab sich mit dieser Auslegung keineswegs zufrieden, sondern forderte bald darauf in einer Audienz bei Bundesrat Häberlin eindringlich den Bericht des Bundesrates über die Einführung des Frauenstimmrechtes in eidgenössischen Angelegenheiten.

Als 1933 wieder eine Totalrevision der Bundesverfassung erwogen wurde, machte der Verband einen neuen Vorstoss, um die Anerkennung der Frau als Bürgerin als oberste Forderung der Demokratie in der revidierten Verfassung aufnehmen zu lassen. Die Revision unterblieb aber dann überhaupt. Im Jahre 1944 unterstützte der Verband wiederum das Postulat Oprecht auf Einführung des Frauenstimmrechtes im Bunde.

Im Jahre 1948 fand die Ueberreichung einer von 38 Frauenverbänden unterstützten Resolution beim Bundespräsidenten statt, und 1949 reichte das 1945 geschaffene Aktionskomitee eine Eingabe ein.

Wer die zielbewusste, stets auf das eidgenössische Stimmrecht gerichtete Tätigkeit des Frauenstimmrechtsverbandes miterlebt hat, muss mit Befremden den Ausdruck zurückweisen, es seien «ernsthafte Vorstösse im Bund bisher unterlassen worden». Der Verband wird weiterhin dafür eintreten, dass einerseits die Sektionen kantonale Aktionen auslösen, und dass der Zentralverband auf eidgenössischem Boden für das Stimmrecht im Bunde arbeitet, sowie es die politischen Gegebenheiten erfordern. Das eine tun und das andere nicht lassen!

A. Leuch

II

Die Novembernummer des «Neuen Bundes», der Monatsschrift für freiheitlichen Sozialismus, war der Frage der politischen Gleichberechtigung der Frauen gewidmet. Nachdem der Ständerat sowohl den Vorschlag abgelehnt hat, eine Abstimmung unter den Männern zu veranstalten, ob sie die Stimmberechtigung der Frauen wünschen oder nicht, als auch den Vorschlag, unter den Frauen der Schweiz eine Abstimmung durchzuführen, scheint nach dem Willen dieses Rates alles so bleiben zu sollen, wie es von altersher war. Wer davon überzeugt ist, dass der Ausschluss der Frau von den politischen Rechten unvereinbar ist mit unseren Begriffen von Freiheit, Demokratie und Gerechtigkeit, der kann sich mit diesem Bescheid nicht abfinden. Wie jedoch weiter vorgehen, um die Stimmberechtigung der Frauen auch in unserem Lande zu erreichen?

In zwei ersten Aufsätzen des «Neuen Bundes» wird das ganze Problem sowie die Gründe, die für die Einführung der politischen Gleichberechtigung der Frauen sprechen, dargelegt. Sodann schlägt Marie Boehlen in einem «Diskussionsbeitrag» vor, nun den Weg einer eidgenössischen Verfassungsinitiative zu beschreiten. Nationalrat Schümperli, ebenfalls ein überzeugter Vertreter der politischen Gleichberechtigung der Frauen, tritt aus seiner Erfahrung heraus dieser Ansicht entgegen. Zuerst müssen Teilerfolge in den einzelnen Kantonen erkämpft werden, bevor ein Entscheid auf eidgenössischem Boden herausgefordert werden kann. Den Weg einer Neuinterpretation der Verfassung hat Oberrichter Dr. Werner Stocker bereits in einer früher erschienenen Nummer des «Neuen Bundes» ausführlich erläutert.

M. Oe.

Politisches und anderes

Hotelbauverbot verworfen

In der eidgenössischen Volksabstimmung vom vergangenen Sonntag wurde die Verlängerung der Geltungsdauer des Bundesbeschlusses über die Bewilligungspflicht für die Eröffnung und Erweiterung von Gasthöfen um weitere vier Jahre mit 289 682 Nein gegen 246 906 Ja bei einer Stimmbeteiligung von 38,3 Prozent abgelehnt.

Die Regierungskrise in Frankreich

Nach fünfwöchiger Lebensdauer ist die Regierung Faure infolge der Ablehnung in der Nationalversammlung der 15prozentigen Erhöhung der Steuern zurückgetreten. Der frühere Ministerpräsident Paul Reynaud hat den Auftrag des Präsidenten der Französischen Republik zur Regierungsbildung zurückgegeben. Es ist ihm nicht gelungen ein Kabinett der nationalen Einigung zu bilden.

Wird Oesterreich völlig unabhängig?

Das amerikanische Staatsdepartement veröffentlichte eine Dreimächte-Erklärung in der es heisst, die Regierungen Frankreichs, Grossbritanniens und der USA prüften gegenwärtig neue Vorschläge über den österreichischen Staatsvertrag. Es ist nicht beabsichtigt einen derartigen Vertrag ohne Beteiligung der Sowjetunion abzuschliessen.

Sieg der Kongresspartei in Indien

Nach den letzten in Delhi eingetroffenen Ergebnissen der Wahlen für das Zentralparlament lautet die Mandatverteilung für 485 von insgesamt 489 Sitzen wie folgt: Kongresspartei, des Ministerpräsidenten Nehru 360, Unabhängige 35, Kommunisten 27, Sozialisten 12, Verschiedene 51.

Die Säuberungswelle in der Tschechoslowakei

Radio Prag gab bekannt, das der Generalstabschef der tschechoslowakischen Armee, sowie der stellvertretende Verteidigungsminister im Verlaufe einer «gründlichen Säuberungsaktion» von ihren Posten enthoben worden sind.

Der Massenmord von Katyn

Die Sowjetunion ist eingeladen worden Zeugen zu den Verhandlungen einer Untersuchungskommission des amerikanischen Repräsentantenhauses zu entsenden, die sich mit der Ermordung von tausenden polnischen Offizieren im Wald von Katyn im Jahre 1939 bis 1940 befasst. Die Sowjetunion und Deutschland haben sich seinerzeit gegenseitig die Verantwortung für diesen Massenmord zugeschoben.

McCloy warnt vor dem Neonazismus

Der amerikanische Hochkommissar in Deutschland, John McCloy legte dem Staatsdepartement der Vereinigten Staaten seinen 9. Vierteljahresbericht über die Ereignisse in Deutschland vor. In diesem Bericht bezeichnete er das Anwachsen des Neonationalsozialismus in Westdeutschland als eine akute Gefahr, die sich in der nahen Zukunft noch verstärken könnte, wenn sie auf einen günstigen Nährboden falle.

Neues Mittel gegen die Tuberkulose

In den Laboratorien des chemischen Unternehmens Hoffmann-La Roche in Basel hat eine Gruppe von Wissenschaftern ein antituberkulös-wirksames Medikament entwickelt, dem die Bezeichnung «Rimifon-Roche» gegeben worden ist. Das neue Mittel wurde im New Yorker Cornell-Hospital zur Anwendung gebracht und erzielte aussergewöhnliche Erfolge.

Elisabeth Cadbury gestorben

In England ist Elisabeth Cadbury, bekannte Repräsentantin der englischen Frauenbewegung und ehemalige Vizepräsidentin des Internationalen Frauenbundes gestorben.

Die Frauen im Parlament Israels

In Israel stellen die Frauen 20 Prozent der Parlaments-Abgeordneten.

Die berufstätigen Frauen in England

Im September 1951 stellten die Frauen Englands 7 450 000 Berufstätige. Während des Krieges betrug die Zahl 7 250 000, womit sich die Zahl seit Kriegsende um 200 000 erhöht hat. cf.

BAHNHOFBUFFET
Zürich

DITZLER
CONFITÜREN
... sind wirklich köstlich!
Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import.
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

---

mannes forschen, dessen Familie zu den angesehendsten seines Landes gehört? Der alte Graf Horn hat zwei Söhne hinterlassen, das ist mir jetzt klar. Der eine ist gestorben, der andere lebt», beharrte Burky.

«Eben gerade an dieser Lösung muss ich zweifeln. Ich erinnere mich sehr wohl des dunkelhaarigen, schwarzäugigen Frederick. Nie hat der Graf von einem zweiten Sohn gesprochen. Und wenn er einen zweiten Nachkommen gehabt hätte, würden kaum beide den gleichen Vornamen tragen», versetzte Sir John.

«Da hast du recht! Es fiel mir allerdings auf, dass er sich als Mann aus guten Kreisen manchmal etwas merkwürdig benahm. Ich erklärte mir das alles mit dem frühen Tode seiner Mutter und der spätern Erziehung in einem Internat.»

«Halt! Da stimmt etwas nicht! Die Familie des Hofmarschalls ist evangelisch», erwiderte Sir John. Nach einer Weile nahm er das Gespräch wieder auf: «Ich erinnere mich jetzt an eine Bemerkung des alten Grafen, dass er einen Milchbruder seines Sohnes im Kloster Marienburg erziehen lasse. Damit kämen wir der Sache vielleicht näher. Wenn aber eine Adoption vorläge, so könnte ihn das nicht abhalten, die Wahrheit zu sagen.»

«Höchst merkwürdig. Jetzt fällt mir übrigens auch seine sonderbare Empfindlichkeit ein, sobald man auf seine Familie zu reden kommt. Ich schrieb dies der Trauer um Vater und Bruder zu», nahm Burky das Gespräch wieder auf.

«Wir müssen den Mann auf jeden Fall im Auge behalten. Was tut er denn eigentlich hier?»

«Er scheint Geld zu besitzen, reitet viel aus, und ist öfters im Klub zu treffen, wo er zuweilen ziemlich leidenschaftlich spielt. Man munkelt bereits von Spielschulden. Einmal erzählte er mir von politischen Differenzen mit der Hofpartei in Stockholm. Er setzte mir dabei auseinander, weshalb er vorläufig seiner Heimat fernbleiben müsste.»

Suchte Burky nach weitern Gründen, um das dem Grafen geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen?

«Eine Blamage ohnegleichen für uns, wenn der Graf ...»

«Wir müssen bei der Nachforschung äusserst vorsichtig vorgehen und jeden Skandal zu vermeiden suchen.»

«Das versteht sich, nachdem du den jungen Mann nun bei unseren Bekannten einführtest, machst du dich gewissermassen verantwortlich für alles, was daraus entsteht. Machte der Graf nicht neulich in Mansion House auch Miss Kauffmann den Hof?» fragte Sir John angelegentlich.

«Es wäre möglich, ich war nicht dabei.»

«Eine heikle Aufgabe, weil ich in diesem Fall als Rivale des Grafen gelten würde», wandte Burky ein.

«Dann bleibt zu überlegen, ob du dich an den Vater der Künstlerin wenden musst. Auf jeden Fall werde ich mich sofort nach meiner Ankunft in Stockholm eingehend über diese Angelegenheit erkundigen und dir so rasch wie möglich Bericht geben.»

VII

Im Atelier am Golden Square waren grosse Vorbereitungen im Gange. Es ging dem Abend entgegen. Tom hatte ein kleines Feuer angefacht, Madame fröstelte in letzter Zeit leicht, und draussen ging ein rauher Herbstwind. Soeben brachte ein Bote ein duftiges Bukett dunkelroter Rosen, die Rösle in eine hohe Sèvresvase stellte. Sie dachte dabei an das unerhörte Glück ihrer Kusine.

Tom brachte die silbernen Kerzenleuchter und zündete die Lichter an. Dann zog er die Vorhänge. Wie früh es doch bei dem Nebel schon zu dunkeln begann! Auf dem kleinen Tisch neben den Armsesseln vor dem Kamin glänzte das Silbergeschirr, daneben standen hauchdünne, chinesische Schalen. Gleich würden die gnädigen Herrschaften von ihren Einkäufen zurückkehren und den Tee einnehmen. Heute war auch der alte Vater mit ausgefahren, obwohl er anfangs nicht gewollt hatte. Er schien ein wenig schüchtern zu sein, der Alte, dem ein so nobler Schwiegersohn ins Haus geschneit kam. Schade, er, Tom, hätte es lieber gesehen, wenn es Lord Burky gewesen wäre. Aber freilich, bei diesen vornehmen Leuten konnte man nie wissen, was ihnen einfiel. War nicht soeben ein Wagen vorgefahren? Tom wollte die Ankunft auf keinen Fall verfehlen. Die Trinkgelder des Grafen waren zwar in letzter Zeit etwas magerer als früher ausgefallen, aber immer noch splendid.

Es klingelte.

Vor dem Hause am Golden Scquare hielt die Kalesche des Grafen Horn, dessen Diener den Wagenschlag öffnete.

An der Haustüre machte Tom seine ehrfürchtigsten Verbeugungen, als Angelika, ihr Vater und Graf Horn eintraten.

«Ah, wie gemütlich es hier ist», rief der Graf, indem er, sich die Hände reibend, dem Kaminfeuer näherte.

«Würden Sie mich bitte entschuldigen, Graf Horn, ein leichtes Unwohlsein ... ich möchte mich auf mein Zimmer zurückziehen», sagte Kauffmann mit etwas müder Stimme.

«Aber bitte, Herr Kauffmann, ganz nach Belieben», versicherte der Graf betont liebenswürdig, wonach sich der Vater verabschiedete.

«Dein Vater war heute einsilbig, Liebling. Er machte so ein unzufriedenes, betrübtes Gesicht, kennst du den Grund seiner schlechten Laune?» fragte Graf Horn.

«Ja, er macht sich meinetwillen Sorgen und kennt wohl selber nicht recht den Grund seiner Bedenken. Er macht sich Gedanken über unsern Altersunterschied, und ... was weiss ich alles», erwiderte Angelika und klingelte gleichzeitig nach dem Tee.

«Unser Altersunterschied gibt deinem Vater zu denken? Das ist geradezu lächerlich ...! Was sich doch ältere Menschen stets für unnütze Sorgen machen!» wunderte er sich.

Tom war inzwischen eingetreten, servierte den Tee und bot Konfekt an, dann zog er sich wieder ebenso lautlos zurück, wie er gekommen war.

«Ja, und dann ist es auch der Standesunterschied, der ihn beschäftigt. Ich glaube, er hätte es lieber gesehen, wenn ich einen Künstler oder irgendeinen reichen Bürgerlichen geheiratet hätte», antwortete Angelika.

«Beispielsweise Dance ... Reynolds .. .Füssli?» sagte der Graf unmotiviert lachend. «Du siehst, ich kenne meine Rivalen.»

«Wer hat dir denn alle diese Dinge erzählt, Friedrich?» Ein leichtes Schmollen lag in Angelikas Stimme.

«Das wirst du schon erraten, Liebling! Lord Burky ist heute mein erbitterter Feind geworden, er wird es mir nie verzeihen, dass ich ihm zuvorkam.»

«Trotz allem darf ich nicht vergessen, was er für mich getan hat, er ...»

«Er tat, was er konnte, um dich zu gewinnen, aber

Das Schweizerische Institut für Hauswirtschaft

kurz SIH genannt, weihte am 28. Februar seine neuen Räumlichkeiten an der Nelkenstrasse 17 in Zürich 6 ein. Dass das Haus von Sauberkeit und Fröhlichkeit nur so blitzt, versteht sich von selbst, wenn man weiss, mit wieviel Idealismus und Eifer seine Mitarbeiterinnen ihre Aufgabe, der schweizerischen Hausfrau durch vernünftige Förderung der rationellen Haushaltführung und sachgerechte Beratung ihr Amt zu erleichtern, erfüllen. Dass diese Aufgabe den Einsatz wert ist, wird kaum jemand bezweifeln, zählt unser Land doch an die 900 000 Hausfrauen, die ein tägliches Arbeitspensum von insgesamt vier Millionen Stunden bewältigen. Angesichts dieser astronomischen Zahl wird selbst die kleinste Erleichterung der Arbeit zum Verdienst. Das Institut wurde im September 1948 auf Beschluss des dritten Nationalen Frauenkongresses gegründet und bezweckt laut Statuten die Förderung der rationellen Haushaltführung, die zweckmässige Technisierung der privaten und bäuerlichen Haushaltungen und Grossbetriebe und die Hebung des Hausfrauenberufes. Finanziell wird es hauptsächlich getragen durch die Beiträge seiner Mitglieder, unter denen unter anderem der Verband der schweizerischen Hausfrauenvereine, der VSK, der Schweizer Verband Volksdienst, der Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften Zürich, der Landfrauenverband, der Akademikerinnenverband, die Usego Olten, der katholische Frauenbund usw. fungieren. Im laufenden Jahre soll es zum erstenmal in den Genuss einer behördlichen Subvention gelangen, die es sich gewiss längst und redlich verdient hat. Seiner Aufgabe, als Bindeglied zwischen Wissenschaft und Praxis, Hersteller und Verbraucher zu dienen, wird es in ständiger enger Zusammenarbeit mit der Eidgenössischen Materialprüfungsanstalt, der Schweizerischen Elektrotechnischen Vereinigung und dem Betriebswissenschaftlichen Institut der ETH gerecht. Durch seine vierteljährlich erscheinende Publikation «Hauswirtschaft» erfährt die Hausfrau alles Wesentliche über neue technische Errungenschaften und hat Gelegenheit, die Prüfungsergebnisse der dem Institut zur Untersuchung vorgelegten Produkte der Industrie und Lebensmittelbranche kennenzulernen. Produkte, die vom Institut erprobt und für gut befunden wurden und sich zudem der wissenschaftlichen Prüfung durch die EMPA unterzogen und auch hier bestehen konnten, haben das Recht, das Zeichen für erstklassige Qualität und Eignung, das Q mit dem Lorbeerzweig, zu tragen. Erwähnt sei ferner, dass täglich Anfragen im Institut einlaufen, in denen Hausfrauen, aber auch Hauswirtschaftslehrerinnen für Vorträge und Demonstrationen und Zeitungen um sachkundige Auskunft bitten. Ferner werden durch das Institut Rundfragen durchgeführt, wie zum Beispiel die über Bodenpflege, wobei dann das eingegangene Material zweckmässig ausgewertet wird. Es ist dem volkswirtschaftlich wichtigen Institut von Herzen zu wünschen, dass es wachsende Unterstützung durch Behörden, Verbände und Private finde — seine Legitimation dazu hat es längst bewiesen! EvA

Die Kleinstadt als geistiger Lebensraum

«In Seldwyla ... abseits der Heerstrasse ... hinter dem Mond», pflegte ich zu antworten, wenn Freunde oder Bekannte sich nach meinem Wohnort erkundigten. Dabei hörte mein eigenes Ohr und vielleicht auch jenes der Fragenden aus Ton und Nebenton meiner Stimme die augenblickliche Einstellung zum Objekt der Frage, zur Kleinstadt. Diese Einstellung konnte positiv oder negativ, erfreut oder ablehnend sein, nie aber war sie unbestimmt oder farblos. Aus der Tatsache, dass mir das Leben während langer Zeit eine kleinere Ortschaft als Wohnsitz zugewiesen hatte, ergaben sich allerlei und demnach mannigfaltige Folgen. So mag es der Rückschau vergönnt sein, positiv und negativ behutsam zu erfassen und gegeneinander abzuwägen.

«Habt ihr es gut», sagte ich oft leicht neidvoll, wenn kleinere Fahrten mich zu Verwandten und Freundinnen in unsere grösseren Grosstädte führten. Der nämliche Gedanke stieg in mir auf, wenn ich die bedeutenden Tageszeitungen deutscher und welscher Zunge öffnete und darin alle möglichen Mitteilungen las: vom Marktbericht und dem Vergnügungsanzeiger bis zur Konzert- und Vortragschronik und zum Theaterzettel, sowie auch zu den Winterprogrammen der Volkshochschulen. Alle erdenklichen Herrlichkeiten jeglicher, aber vorab geistiger Art schienen meinen glücklicheren Schwestern in den Städten sozusagen in den Mund zu wachsen. Was blieb ihnen als grösste Sorge mehr als die Qual der Wahl, «l'embarras de richesse», wie sich die französische Sprache eleganter und subtiler ausdrückt? Und mit Friedrich Hebbel hätte ich flehentlich die lächelnde Göttin des Glücks um jenen «einzigen Tropfen» am Rande der vollen Schale bitten mögen, der mich «glücklich und reich» gemacht hätte. Ach, er fiel nicht in unsere Hände und auf unsere Seelen. Wir blieben irgendwie in der Dürre, der Unbelebtheit und Eintönigkeit des geistigen Lebens unserer kleinen Stadt. Ganz ungerecht wollen wir nicht sein: hie und da geschah es, dass namhafte Musiker oder Schriftsteller, Wissenschafter vom besten Ruf den Weg zu uns fanden, um auch uns durch ihre hohe Kunst und ihr reiches Wissen einen Hauch der weiten Geisteswelt verspüren zu lassen. Dankbar genossen wir solche Stunden, wie dürstende Erde sich laben und durchdringen lässt vom sehnlich erwarteten Regen. Lange noch zehrten wir als wahre Lebenskünstler von diesen Gaben, die eine treue Erinnerung frisch erhielt. Mochten solche Ereignisse uns wie strahlende Gestirne vorkommen, sie hoben sich ab von einem sehr weiten und nächtlich dunkeln Hintergrund ... vom mageren Alltagsleben. Was Wunder, wenn wir von Zeit zu Zeit seufzend jener Privilegierten in den Städten dachten und eine kleine Regung des Neids nicht immer schon im Keime ersticken konnten? Wie leicht hatten sie es, von neuen Geistesströmungen berührt und damit vertraut zu werden. Wie leicht fiel es ihnen, geistig jung und beweglich zu bleiben, sie, die nirgends im Windschatten festsassen, sondern jeden neuen Luftzug in den geistigen Segeln ihres Lebensschiffes verspürten. Ach, mussten wir wirklich lebenslang am Schattenhang wohnen und hinübersehen auf jene besonnten, glücklicheren Landstrecken? Auf diese ehrlich bekümmerte Frage ertönte immer wieder ein bestimmtes «Nein!». Es wurde nicht von der sicheren Ueberzeugung allein ausgesprochen. Selbsterhaltungstrieb eine blasse Spur Trotz, aber auch die Hoffnung mischten ihre Stimmen hinein. Warum sollten nur die negativen Erscheinungen unserem Leben ihren Stempel aufdrücken? Not machte uns vielleicht nicht sofort erfinderisch, aber sie wurde eine gute Lehrmeisterin einer bescheidenen Lebenskunst und führte uns klug auf Entdeckungsfahrten nach Freuden und Erlebnissen, die uns eben nur die ach so oft verschriene und missachtete Kleinstadt gewähren konnte.

Wohl wies der bescheidene Marktflecken keine Theater- und Konzerträume auf, doch konnte er dafür auf eine bewegte historische Vergangenheit zurückblicken, deren zahlreich vorhandene Spuren vom offenen Auge auf Schritt und Tritt zu sehen und vom überlegenden Geist durch die Jahrhunderte hindurch zu erfassen und zu deuten waren. «Die jahrhundertealte Kulturstätte am Oberrhein» nannte er sich etwas pompös, aber nicht völlig zu Unrecht, in Prospekten des Verkehrsvereins, wenn es galt, Besucher zu uns zu locken. Hatte auch die Natur die Umgebung nicht verschwenderisch mit auffallender Schönheit ausgestattet, so boten Strom und Land, Wald und Hügel des Anmutigen genug, das — von Jahreszeit zu Jahreszeit sich wandelnd — immer wieder überraschende Aspekte bot, wenn verwöhnte Blicke nicht achtlos darüber hinwegsahen. Sicher wurden uns nicht täglich Möglichkeiten geboten, unsere Abende ausser Haus zu verbringen. Dafür lebte man «zu Hause» und trachtete danach, sich selbst und etwelchen Freunden schöne und anregende Stunden zu bereiten. Gepriesen sei hier der Radio! Er knüpfte im Aether die Fäden zur weiten Welt, die er uns mit Wort und Ton nahe brachte. Wie oft sassen wir, im tiefsten Herzen dankbar, vor dem Apparat und freuten uns, kaum weniger beglückt als die Zuhörer im Konzertsaal, am Schönen und Schönsten, was die «holde Kunst» aus allen Zeiten des Musikschaffens den ihren bescherte. Doch auch des gesprochenen Wortes sei anerkennend gedacht, wobei aus der Fülle des bleibend Wertvollen hier nur die Hörfolgen aus «Jeremias Gotthelf», «Zum König geboren», «das aperspektivistische Zeitalter», so manche gehaltvolle Autorenstunde und die spitzfindige Sendung «Luzern contra Basel» erwähnt seien.

Gar oft bekamen wir im Zusammensein mit Städtern die etwas heuchlerisch-bedauernde Bemerkung zu hören über den Mangel an geistiger Anregung in «Seldwyla». Nicht immer war man in der Stimmung, diese Kritik, die meistens jeglicher eigenen Erfahrung entbehrte, zurechtzubiegen oder aus dem Licht einer unklugen Einstellung herauszunehmen. So mag hier der Versuch einer nachträglichen Ehrenrettung der kleinen Stadt unternommen werden, der vielleicht Frauen und Männer in ähnlichem Lebensrahmen freuen, ermuntern, orientieren darf. Wenn die Kleinstadt wenig oder nichts bot, rief sie hingegen unsere eigenen Kräfte auf den Plan, und jetzt machte Not erfinderisch. Wir fahndeten erfolgreich in unseren Kreisen nach Leuten, die selbst etwas aus Wissen und Können zu bieten hatten. Vorträge, Vorleseabende, musikalische Veranstaltungen kamen zustande, die qualitativ in Ehren bestehen konnten. Dazu boten sie mindestens Anregung und die willkommene Gelegenheit, sich über allerlei Fragen auszusprechen und sich unterrichten zu lassen. Publikumserfolg? Diese Frage eröffnet ein recht heikles Kapitel, das aber nicht vom Kleinstädter, sondern vom Menschen überhaupt handelt. Der äussere Erfolg unserer Bemühungen, «hinter dem Mond» ein frischeres geistiges Leben anzuregen, war und blieb lange Zeit sehr unbeachtlich. Da die Veranstaltungen fast alle Wissens- und Interessengebiete und sehr oft auch lokalhistorische Fragen berührten, konnte dieses schwache Echo nicht vom zu hohen Niveau oder gar von abwegigen Themen unserer Unternehmungen herrühren. Diese kämpften ganz einfach und fast vergeblich gegen die Inertie, das Gesetz der Trägheit. Es ist sehr schwer, abseits von den geistigen Ueberlandstrassen und fern von auffrischenden Windströmungen einer ungewohnten Sache zum Durchbruch und zum Dauererfolg zu verhelfen. Oft wollten wir die Waffen strecken, in die Reihen jener zurücktreten, die der Inertie unrettbar verfallen zu sein schienen. Immer wieder aber harrten wir aus. Der Sinn der Menschen muss sich nicht verengern, wenn nicht das Individuum dem Gesetz der Trägheit freiwillig oder unbedacht nach und Raum gibt, denn «es wächst der Mensch mit seinen grösseren Zwecken.» Diese aber können wir uns selbst schaffen, wenn das Leben oder der Lebenskreis es nicht tun. Nur ... leicht ist es nicht, und in Seldwyla durften wir nicht auf freudiges Mitgehen zählen, kaum auf Dank. Dennoch möchte ich die dort verlebten Jahrzehnte nicht missen. Sie gewinnen im Rückblick den Charakter einer freilich ausgedehnten Lehrzeit. Dreifach war das Erworbene. Zunächst blieben wir, was geistige Anregung anbelangt, wohl unverwöhnt, aber anspruchsvoll, denn wir waren sorgfältig darauf bedacht gewesen, unsere Wünsche nach Qualität nicht deshalb herabzumindern, weil diese so schwer erreichbar war. Wir mussten bewusst darauf achten, dass Intensität und Qualität des geistigen Lebens die uns versagt bleibende Quantität ausglichen. Man las und hörte sorgfältiger und gewöhnte sich an kritische Auslese. In zweiter Linie wurden wir — und das war ein grosses Glück! — unendlich dankbar für kleinere Fahrten zu Theater, Konzerten oder Ausstellungen in den Städten. Solche Tage bildeten leuchtende Inseln im Grau der Monotonie. Immer und immer wieder griffen wir zum Ausstellungskatalog, zum Konzert- oder Theaterprogramm, um so die schönen Augenblicke neu heraufzubeschwören, und die Worte «weisst du noch» wurden zur Zauberformel der reichen Freude des Erinnerns. Das beste und schönste jedoch, was uns die Kleinstadt trotz aller geistigen Dürftigkeit schenkte, war die Möglichkeit zur Stille. Stille werden vor den Menschen, vor der Welt und ihrem Treiben, vor Gott: Es lernt sich weder schnell noch leicht. Die Stille wurde nicht immer auf dem Silbertablett der Selbstverständlichkeit vor uns hingestellt. Aber sie liess sich, einem scheuen Wilde gleich, «hinter dem Wald und dem Mond» leichter erhaschen. Und was bescherte sie uns? Nachdenklichkeit und Besinnen. Es war uns nie oder selten vergönnt, uns in der ersten Begeisterung Hals über Kopf in neue Theorien, Moden, Bewegungen zu stürzen. Solches kam nicht so rasch zu uns. Dafür durften wir Distanz gewinnen und wählend sichten, ehe wir uns pro oder contra entschieden, bei welchem Prozess wir den Standort aller prüfen, kennen und verstehen lernten. Sind das nicht Werte, die als Aktiven in die Lebensbuchhaltung eingetragen werden dürfen? Die Stille lehrte uns auch, auf jene leiseren Geräusche uns, damit uns selbst. Selbstkritik kann, wenn die bei einer reicher instrumentierten Umwelt oft nicht mehr wahrnehmbar sind. So fanden wir, nachdenklich abwägend und vergleichend, den Weg zu uns, damit uns selbst, Selbstkritik kann, wenn überhaupt, nur in der Stille fruchtbar gedeihen und zur Selbsterkenntnis führen, die dann die schöne und tragfähige Brücke zum Verständnis anderer und zum liebenden Mittragen fremder Sorge werden kann. Freundschaften wurden wohl seltener oder sicher langsamer geschlossen. Sie zählten dafür zu den reichen Schätzen des Daseins, um so mehr, als wir auch uns in diesem Rahmen bemühen mussten, dem Mangel an Anregungen von aussen einen klaren Mangel an inneren Plattitüden gegenüberzustellen. Wir erlebten gehaltvolle Stunden im Freundeskreis, wie sie uns auch in Kreisen der Stadt nicht oft zuteil wurden.

Und das Fazit aus drei Jahrzehnten Kleinstadt? Muss es nicht mit Sorgen gezogen werden? War die Saat nicht dürftig, das Erdreich nicht karg und hart, das Klima für Wachsen und Gedeihen nicht ungünstig? Und doch kam es zur Ernte, die reifen durfte. Eine lebensbejahende Einstellung auch zum engen Lebensraum «Kleinstadt» kann erfreuliche Ergebnisse zeitigen: Objektivität und Distanz; dankbare Aufgeschlossenheit für wahrhaft Schönes und Wertvolles; dann auch die in der Stille nicht leicht noch billig erworbene Feinhörigkeit für Anrufe aus dem eigenen Innern. Als bestes aber das in langer Schulung geduldig erlernte, zuversichtliche Warten auf den starken Appell von aussen her, der auch uns immer wieder «hinter dem Mond» hervorholt, um unsere unverbrauchten, guten Kräfte sinn- und segensvoll in Aufgaben zu verwenden, die der Lenker der Gestirne und der Geschicke uns vor die Türe legt. Sollten wir die kleine Stadt wirklich noch länger unfreundlich über die Schulter hinweg betrachten oder nicht am Ende Worte des herzlich-warmen Dankes finden dafür, dass sie uns in der Stille werden, wachsen und reifen liess?

E. Rheinwald-Corti

Pfeiffer-Wäsche

in die Aussteuer oder zum Ergänzen erfreut nach Jahrzehnten wie am ersten Tag

Pfeiffer & Cie.
Wäschefabrikation, Mollis
Zürich
Pelikanstrasse 36

Das Gesundheitswesen in Israel

Eine Richtigstellung (vergl. Nr. 6 vom 8. Februar und Nr. 9 vom 29. Februar 1952 des Schweizer Frauenblattes)

Wenn mit diesen Zeilen zu den ober erwähnten Artikeln noch etwas gesagt wird, so nicht zum Zwecke einer Polemik. Es gilt ganz einfach, nochmals auf einige Tatsachen, das Gesundheitswesen Israels betreffend, hinzuweisen. Frau P. B. hat mit ihrem Bericht auf das schon Erreichte hingewiesen, und es ist richtig, dass sich viele Einrichtungen in Israel mit denjenigen in Europa messen können, dass moderne Spitäler bestehen, in welchen die Kranken nach den neuesten Erfahrungen und mit den neuesten Methoden behandelt werden können, und dass die dortigen Aerzte versuchen, mit den Fortschritten der Medizin Schritt zu halten. Dies betrifft die Qualität. Frau Els Goldstein-Lehmeier hat mit ihren Ausführungen ebenfalls recht; jedoch wäre es nicht notwendig gewesen, sie in einen solch polemischen Ton zu kleiden. Gewiss bleibt noch vieles zu tun, und wenn man sich bei uns in der Schweiz vorstellt, dass in den letzten dreieinhalb Jahren die Einwohnerzahl in Israel von 620 000 durch Neueinwanderung auf 1 440 000 gestiegen ist, dann wird man begreifen, dass der junge Staat mit dem Aufbau eines schon von der Mandatarmacht nicht sehr geförderten Gesundheitswesens das Tempo niemals einhalten konnte. Ein Grossteil der Einwanderer stammte aus Yemen und Marokko — diesen Menschen fehlten die primitivsten Kenntnisse der Hygiene, und sie müssen erst dazu erzogen werden. Die Kindersterblichkeit ist durch diese Neueinwanderung gestiegen, konnte jedoch durch geeignete Massnahmen von 51 pro 1000 Lebendgeborene im Jahre 1949 auf 39 pro 1000 im Jahre 1951 reduziert werden. Ende 1949 verfügte die Regierung über rund 900 Spitalbetten, Ende 1951 über 4158, was eine gewaltige Zunahme bedeutet. Es ist gelungen, sämtliche an Tuberku-

---

an eine Heirat hätte er früher nicht gedacht», unterbrach Graf Horn empört.

Angelika stand auf, schlang die Arme um den Hals ihres Verlobten und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust: «Friedrich ... Friedrich ...! Wie unsagbar glücklich macht mich deine Liebe!»

«Unser Glück wird bald vollkommen sein. Meine Schriften sind in Ordnung, wir können jetzt sofort heiraten.» Mit diesen Worten zog Graf Horn eine Anzahl von Dokumenten aus seiner Rocktasche. Sie sah Papiere, die auf den Grafen Frederick Horn lauteten, die sie aber im übrigen nicht verstand, da alle in schwedischer Sprache geschrieben waren. Der Hochzeitstag wurde festgesetzt, nur sollte der Vater noch seine Zustimmung geben.

Als Rösle von notwendigen Besorgungen nach Hause kam, fand sie ein glückstrahlendes Paar.

«Wo warst du denn die ganze Zeit, Rösle?» fragte Angelika.

«Sag' die Wahrheit, habt Ihr mich wirklich vermisst? Liebespaare ziehen doch zuweilen das Alleinsein vor», gab Rösle lächelnd zurück.

«Du bist wahrhaftig sehr rücksichtsvoll, Rösle!» antwortete Angelika.

Nach einer kurzen Unterhaltung empfahl sich der Graf. Bald hörte man das Zuklappen des Wagenschlages und das Klappern sich entfernender Pferdehufe.

Einige Tage später, als die Familie Kauffmann beim Frühstück sass, kam ein Boote mit einem Brief, der an Angelika adressiert war. Kaum hatte die Malerin einige Zeilen gelesen, als ihr Gesicht höchste Bestürzung verriet.

«Was ist denn — was hast du?» fragten Vater Kauffmann und Rösle besorgt. Angelika sah blass aus. Sie reichte ihrer Kusine den Brief hin. Rösle las laut vor:

«Seien Sie vorsichtig! Ihr Vertrauen wird missbraucht. Sie geben sich einer grossen Täuschung hin, wenn Sie den Grafen Horn heiraten.

Ein guter Freund.»

«Ein Freund kann es nicht sein. Ein aufrichtiger Freund braucht sich nicht hinter einem anonymen Schreiben zu verstecken!» stiess Angelika in höchster Aufregung hervor.

«Es stimmt etwas nicht mit dem Grafen, aber du willst es nicht glauben. Ich befürchte, dass andere mehr wissen als wir. Die Haare ausraufen könnte ich mir. Ich hätt' mich bemühen sollen, nachzuforschen ...» Vater Kauffmann stiess einen Seufzer aus.

«Nachforschen, Vater? Graf Horn verkehrt in den angesehendsten Familien Londons. Wie wäre es da möglich, dass ...»

«Ja, das stimmt schon, aber siehst du, oft sind es die grössten Schwindler und Abenteurer, die sich in solche Kreise einzuschmuggeln verstehen. Er ist eben doch ein Fremder, ein Ausländer ...»

«Was sind denn wir? Sind wir nicht auch Ausländer?»

«Doch, schon! Aber bei uns weiss man wenigstens, woher und wohin! Sind wir etwa irgendwelche Hergelaufene? Man weiss, der und seine Tochter, die sind wer, die können was und verdienen sich ihr Brot ehrlich. Aber bei diesen hohen Herrschaften, die da als Tagediebe herumlungern und im Ausland leben, ausgerechnet hier im nebligen London, da kommt man auf den Gedanken, dass etwas faul ist. Meinetwegen, ich hab' nichts gegen die Heirat, das hab' ich dir schon gesagt, aber ehe ich dich heiraten lasse, will ich — wart mal — da ist der Herr von Salis, der ist gut in Stockholm bekannt, der kann sich ...»

«Wie soll ich denn Friedrich gegenüber die Verschiebung der Hochzeit begründen?»

«Einen Grund werden wir finden. Herr von Salis wird sich dort ganz unauffällig nach dem Grafen erkundigen.»

«Aber Vater, wenn Friedrich davon erfährt, dann ...»

«Kann er mir das als Vater übelnehmen? Habe ich nicht endlich das Recht, Näheres über den Grafen zu erfahren?»

«Nur auf diesen gemeinen Brief hin willst du mein Lebensglück auf das Spiel setzen? Graf Horn ist Lord Burkys intimer Freund. Graf Burlington, Lady Spencer, alle verkehren mit Friedrich. Ich verstehe dich nicht, Vater!» stiess Angelika schluchzend hervor.

«Lord Burky? Auch der ... ich traue dieser noblen Gesellschaft nicht über den Weg! Zucchi machte da letzthin eine Bemerkung, er ist ein guter Menschenkenner; irgend ein Gerücht muss durchgedrungen sein, noch scheint es sich nur um Vermutungen zu handeln. Die Mitmenschen sind oft grausam in solchen Dingen. Bis man die Wahrheit erfährt, ist es gewöhnlich zu spät.» Kauffmann sah äusserst besorgt aus. Nach einer Flut von Verwünschungen zog er einen Stuhl heran und zwang sich zur Ruhe.

«Und ich werde Friedrich trotz allem heiraten! Du wirst doch nicht ernstlich daran denken, einen Skandal zu machen, Vater? Kannst du dir denn vorstellen, dass Lady Home und ihr Gemahl sich als Trauzeugen angeboten hätten, wenn auch nur das geringste Misstrauen gegenüber dem Grafen Horn begründet wäre?» beharrte Angelika.

«Und ich werde mit Herrn von Salis reden — so wahr wie du mich hier siehst, auf Biegen oder Brechen! Was ich tun werde, nehme ich auf mich. Skandal hin oder her. Du stehst unter dem Einfluss dieses Mannes!»

Kauffmann hämmerte mit der Faust auf den Tisch.

«Aber Vater!»

«Jawohl, ich weiss — ich weiss! Pöbelhaft wirst du den Vater nennen, weil er endlich Klarheit schaffen will.»

Von plötzlichen Magenkrämpfen befallen, musste sich der alte Mann niederlegen. Stundenlang bemühten sich Angelika und Rösle um den Kranken mit Umschlägen und Eingaben von Kräutertees und Medikamenten.

Erst am Nachmittag, als die Dienerin den Besuch des Grafen meldete, richtete sich der Kranke erregt im Bett auf und schüttelte missfällig den Kopf. Mühsam flüsterte er einige Worte, die aber nur Rösle verstand, die soeben einen Umschlag erneuerte.

«Lass es gut sein, Oheim! Ich glaube, dass jeder seinen Weg selber finden muss — keiner entgeht seinem Schicksal, wenn es so bestimmt ist. Mein Vater sagte auch immer, dass ...»

«Was sagte er? Dass Liebe blind macht! Zum Verrücktwerden ist es. Dabei hätte sie wählen können — an jedem Finger einen Antrag — aaahhh! ...!» stöhnte der Kranke. Seine zitternde Rechte winkte abwehrend gegen die Türe, die sich hinter Angelika schloss.

(Fortsetzung folgt)

lose Erkrankten, deren Zustand es notwendig machte, bis auf 300 zu hospitalisieren, und man hofft, diese fehlenden 300 Betten in den nächsten 6 Monaten schaffen zu können. Die Tuberkulosesterblichkeit ist von 14,6 pro 100 000 Einwohner im Jahre 1948 auf 10,5 im Jahre 1950 gesunken. Leider liegt die Pflege der Geisteskranken noch sehr im argen, weil noch viel zu wenig Betten und Anstalten dafür vorhanden sind. Dass die Einwandererlager keine Kurorte sind, wird auch von offizieller Seite zugegeben. Immerhin wurde mir von autorisierter Seite bestätigt, dass es einem hygienisch geschulten Menschen durchaus möglich ist, sich auch in den Lagern gesund zu erhalten.

Der Staat Israel hat mit der Politik der offenen Tore eine Aufgabe übernommen, welche seine eigenen Kräfte weit übersteigt, und seine Regierung hat noch nie ein Hehl daraus gemacht, dass sie auf Hilfe und Verständnis von aussen angewiesen ist. Es ist noch nie versucht worden zu verschweigen, dass es in Israel an vielem mangelt, und niemand will diese Nöte stolz übersehen. Israel zählt insbesondere auf die materielle Hilfe der Juden in der ganzen Welt. Die grössere Aufgabe aber hat es in seinen eigenen Staatsgrenzen zu lösen, die Bildung einer Nation aus einer Masse heterogener Elemente, von verschiedener Herkunft und den unterschiedlichsten Zivilisationsgraden. Dem Mut, an die Lösung einer solchen Aufgabe heranzugehen, kann sicher nur die grösste Hochachtung gezollt werden.

Hanna Schüler

Frühling bei Bally

Zu einer Zeit, wo noch dicker Schnee die Strassen der Stadt bedeckt, melden sich schon die Vorboten des Frühlings, die Modeschauen. Eine der ersten war die Pressekonferenz, die unsere grösste schweizerische Schuhfabrik traditionsgemäss im Zunfthaus Rüden in Zürich abhielt. Und angesichts dieser zarten Schöpfungen, schmiegsam wie Handschuhleder und doch strapaziös wie eben ein Ballyschuh, vergass man wirklich das winterliche Wetter. Man könnte die Kollektion unter das Motto «Retour au flou» stellen und träfe damit ins Schwarze. Die scheinbare Schwerelosigkeit wird durch die Wahl der Farben betont; bei den Jeunessemodellen, die sich seit Jahren grösster Beliebtheit erfreuen nicht nur bei unseren Teenagers, herrschen rot, beige, naturel, braun, noisette und blau vor, für den Abend behaupten nach wie vor schwarz, Sämisch, Chamois und Lack das Feld. Besondere Sorgfalt wird den soliden Schuhen für die berufstätige Frau gewidmet, hier finden sich rahmengenähte Modelle von Trotteurs und Pumps, mit offener und geschlossener Ferse, mit und ohne Bout — alle aber solid und bequem. Die Absätze bewegen sich von verschwindend flach bis zu sehr hoch, je nach Bedarf. Besonders sehenswert ist die Exportkollektion, die im Ausland für unsere Schuhindustrie wirbt: schwungvoll und phantasiereich die für New York bestimmte, von diskreter Eleganz und vollendeter Linienführung die Pariser. Ein spezielles Kennzeichen aller Ballyschuhe dieses Frühlings und Sommers ist die weiche, flexible Sohle, die den Fuss schwerelos und frisch erhält. Die Sommersandaletten, von Bally treffend «les petits riens» getauft, erinnern in ihrer Form häufig an die Zoccoli unserer transalpinen Landsleute und sind sicher durch diese inspiriert; doch auch die bequeme Sandalenform mit dem Fuss muldenförmig angepasster Sohle hält sich nach wie vor. Im grossen ganzen lässt sich feststellen, dass die neue Schuhmode nicht gar so neu ist, dass sie Extravaganzen vermeidet und teilweise auf schon unseren Müttern bekannte Formen zurückgreift. Kuriositätshalber sei noch verraten, dass sogar die «Goldkäferschuhe» eine kleine Auferstehung feiern — jene schillernden Gebilde, die wir dereinst an den Füssen der Grossmama bewunderten und die der jungen Generation heute als «dernier cri» erscheint...

EvA

Selbständigkeit auf der Strasse

Man begegnet besonders in unseren Städten oft einer übertriebenen Aengstlichkeit der Eltern, wenn die Kinder mit dem Strassenverkehr in Berührung kommen sollen. Sechs- und siebenjährige Kinder werden bis zum Schulbesuch in den Gärten gelassen, ohne dass sie allein über die Strasse gehen dürften. Kommt das Kind dann in die Schule, so muss man ihm in aller Eile und in sehr zusammengedrängter Form die Verkehrsregeln zu erklären versuchen, mit denen es sich ganz allmählich hätte vertraut machen sollen. Das in dieser Beziehung zu sehr «behütete» Kind erschrickt nun anfänglich vor dem Ansturm all dessen, was Gefährlichkeit bedeutet und es bekommt nur allzu begreifliche «Hemmungen», eine Strasse zu überqueren oder in der Nähe einen Einkauf zu besorgen. Dadurch ist es viel gefährdeter als ein Kind, das nach und nach bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit den Verkehrsregeln praktisch Bekanntschaft schliessen durfte.

Wenn das Kind bis zum Schuleintritt immer nur an der Mutterhand über die Strasse darf, ist es beim Schuleintritt denkbar schlecht vorbereitet auf die Gefahren des Verkehrs. Man bewahrt kein Kind dadurch vor allen möglichen Gefahren, indem man es dauernd von ihnen fernhält. Im Gegenteil! Das Kind soll möglichst frühzeitig lernen, wie man sie bemeistert. Schon vier- und fünfjährigen Kindern kann man die hauptsächlichsten Verkehrsregeln beibringen und sie mit entsprechender Ermahnung zur Vorsicht allein in der Nachbarschaft Strassen überqueren lassen. Es mutet eigentümlich an, wenn beispielsweise ein zehnjähriger Bub, der mit seinen Eltern viel im Ausland herumreiste, bei einem längeren Aufenthalt in einer unserer grössten Städte nicht einmal Einkäufe in der Nachbarschaft machen darf, weil die Mutter Angst hat, es könne ihm beim Ueberqueren der Strasse etwas passieren. Da dieser Knabe aus meinem Bekanntenkreis bei seinem viermonatigen Aufenthalt hier nicht zur Schule musste, konnten Mutter und Grossmutter diese übertriebene Aengstlichkeit wohl züchten. Bei einem allfälligen Schulbesuch hätte der aufgeweckte und gesunde Knabe sogar auf «höheren Befehl» der zuständigen Schulbehörde Strassen und Tramgeleise überqueren müssen!

Die sogenannte «Verkehrserziehung» gehört bei den Kindern unserer Städte unbedingt schon ins vorschulpflichtige Alter und wenn auch in den meisten Schulen Verkehrsunterricht geboten wird in irgendeiner Form, sollte jedes Kind bis zum Schuleintritt bereits einige Vorkenntnis und praktische Erfahrungen besitzen. Die rechtzeitige Bekanntschaft mit dem Strassenverkehr und seinen «Regeln» gehört unbedingt auch zu jener richigen Art von Selbständigkeit, die man als Erziehungsziel erkannt hat. Zu der Welt des Kindes gehört ausser der «Kinderstube» und dem Garten auch die Strasse. Wir wollen doch die Kleinen vorbereiten auf eine Umgebung, in der sie sich einmal richtig bewegen sollen: aufmerksam und mit den notwendigen Kenntnissen ausgerüstet, aber nicht unvorsichtig oder überängstlich und dazu verhilft ihnen am Besten das rechtzeitige Ueben!

Adelheid Sprecher

Vom barmherzigen Samariter

Du kennst ihn, lieber Leser, liebe Leserin, jenen Mann aus Samaria, der dem unter die Räuber gefallenen Fremden die erste Hilfe brachte.

Kennst Du aber auch den anderen, jenen, der jetzt und überall tätige Nächstenliebe übt? Heute sind es in unserem Lande über 35 000 Frauen und Männer, die in unermüdlicher Arbeit, zahlreiche freie Stunden opfernd, sich in Kursen und Uebungen das Rüstzeug holen, um im Notfall als zuverlässige Samariter dem verletzten Bruder willkommene erste Hilfe bringen zu können. Sie stehen jedem bei, der ihrer hilfreichen Hand bedarf, ohne je auf Dank oder gar Lohn zu warten.

Unsere Samariter brauchen Verbandpatronen, schmerzlindernde Mittel und — viel Geld. Denn wie sollten sie sachgerechte Hilfe leisten können, wenn sie nicht fortwährend Gelegenheit zur Aus- und Weiterbildung erhielten? Die Kurse kosten Geld; Uebungsmaterial muss angeschafft, Lokale müssen gemietet, Lehrbücher gedruckt werden. Und ist der Samariter einmal ausgebildet, dann nützt ihm das beste Wissen nichts, wenn er mit leeren Händen dasteht. Er braucht Verbandzeug, Tragbahren, Krankenmobilien. Wohl gibt es in grösseren Orten Sektionen des Schweizerischen Samariterbundes, die über genügend Barmittel für ihre eigenen Bedürfnisse verfügen. Daneben gilt es aber, zahlreiche Samaritervereine zu unterstützen, die in ihrem Einzugsgebiet niemals genügend finanzkräftige Gönner finden können. Es sind dies zumeist Sektionen in abgelegenen ländlichen Gebieten und vor allem in Bergtälern, also gerade in Gegenden, wo ein Arzt oft nicht zur Stelle ist und deshalb rasche und sachgemässe Samariterhilfe über Leben oder Tod eines Verunglückten entscheiden kann.

Willst Du nicht, lieber Leser, ein bisschen an diese Ueberlegungen denken, wenn Dir von freundlichen Verkäuferinnen und Verkäufern in der Zeit zwischen dem 17. und 29. März die praktischen Schnellverbände der «Samariterwoche» angeboten werden? Dein Franken kommt einem Werk zugute, dessen Dienste Du vielleicht auch einmal in Anspruch nehmen musst oder darfst. Denk daran!

SSB.

Blick in die Berufsberatung des Amtes Burgdorf

Die Berufsberatung in Burgdorf wurde eigentlich schon vor 1920 auf der privaten Initiative von zwei Arbeitslehrerinnen der Mädchensekundarschule, Fräulein Minder und Fräulein Rupp, gegründet und betreut. Sie stellten dabei auf ihre Beobachtungen und Erfahrungen ab und vermochten den Mädchen wertvolle Ratschläge für die Gestaltung ihres künftigen Lebens zu vermitteln. Finanziell wurde die kleine Institution vom Gemeinnützigen Frauenverein getragen.

Im Jahre 1933 erfolgte dann der Ausbau der Berufsberatung auf behördlicher und amtlicher Grundlage. Ein Berufsberater und eine Berufsberaterin wurden nebenamtlich angestellt, die Aufsichtskommission trug die Verantwortung nach aussen und die Delegiertenversammlung nahm alljährlich Berichte und Rechnungsablagen entgegen und bestimmte die Gebühren und Besoldungen.

Die nun seit 18 Jahren bestehende Berufsberatungsstelle hat alle neuralgischen Schwankungen im Erwerbs- und Berufsleben mitgemacht und musste sich ihnen anpassen. Es ist immer wieder interessant, aus den Tätigkeitsberichten, die ein Zeitbild der gerade herrschenden Konjunktur darstellen, die Berufswünsche und Berufsaussichten der Jugendlichen zu vernehmen. Vor einigen Jahren zum Beispiel wollten alle Mädchen Stewardessen im Flugdienst oder Laborantinnen werden, heute sind diese hochfliegenden Träume realistischeren Zielen gewichen, — denn heute ziehen sie eine Laden- oder Bürolehrstelle vor. Nicht weniger als 62 von 190 ratsuchenden Mädchen nährten diese Laden- und Büroträume, obwohl sich auch hier viele nicht eigneten, denn eine Verkäuferin muss geistig und körperlich sehr beweglich sein und eine kaufmännische Schulung stellt allerhand Anforderungen an den geistigen Zustand der jungen Köpfchen. In Zweifelsfällen gibt die Eignungsprüfung den Ausschlag, dem sich die Ratsuchenden dann fügen müssen. Bei den Mädchen wurde ferner eine vermehrte Liebe zu gewerblichen Berufen, so namentlich zur Damenschneiderei, konstatiert, so dass nicht einmal genügend Lehrstellen aufzutreiben waren; dagegen zeigt die Wäscheschneiderei noch keine grosse Anziehungskraft. Die Berufsberaterin weist eindringlich immer wieder auf das Haushaltlehrjahr als der Grundlage vieler anderer Berufe hin und es ist ihr gelungen, im letzten Jahre 55 Lehrverhältnisse zu tätigen. Bei den Knaben übt das Zeitalter des Motors seine Suggestion aus und der Grossteil von ihnen, — es waren 158 —, drängte sich zu den Berufen der Maschinen- und Elektroindustrie hin.

Ein Junge schreibt: Mein grösster Wunsch und Stolz wäre es, auf einem Traktor zu sitzen und den ganzen Tag fahren zu können!

Dagegen herrscht Mangel an Nachwuchs in gewissen Berufen der Metallindustrie, der Holzverarbeitung, der Bekleidungs- und Lebensmittelindustrie. Auch nach Bürolehrstellen haben die Knaben keine so grosse Sehnsucht mehr, was eigentlich sympathisch ist. Es ist besser, sie überlassen diese leichteren Berufe dem weiblichen Geschlecht.

Die Berufsberaterin widmet jedoch nicht nur der praktischen Seite ihrer Arbeit alle Aufmerksamkeit, sie fühlt auch die seelischen Nöte der Ratsuchenden, worüber sie schreibt: «Was mich im vergangenen Jahr besonders beeindruckt hat, das waren jüngere und ältere Ratsuchende, die ihr seelisches Gleichgewicht verloren hatten, die in dem atemraubenden Tempo unserer materialistischen Zeit nicht standzuhalten vermochten.» — Man sieht daraus, welche Probleme sich oft vor der mütterlichen Ratgeberin aufrollen und wie sehr sie ihre Arbeit auch mit dem Herzen verrichten muss. Es braucht viel Güte und psychologisches Einfühlen, um solchen jungen Menschen wieder Mut zu machen und neue Wege zu öffnen. Aber auch darin sehen wir den hohen Wert der Berufsberatung, bei der eben die Persönlichkeit die ausschlaggebende Rolle spielt.

(t)

Kleine Rundschau

Bierkonsum auf Vorkriegshöhe

Nach der Zeitschrift der Brauereiarbeiter hat die Bierfabrikation im Braujahr 1950/51 das Niveau von 200 Millionen Liter beträchtlich überschritten, indem sie auf rund 211 Millionen Liter gestiegen ist. Damit ist sie ziemlich genau so hoch wie im Mittel der drei Kalenderjahre 1936/38.

Auf Grund der von der eidgenössischen Alkoholstatistik angegebenen Durchschnittspreise ergibt sich somit für das Bier eine jährliche Ausgabe von 211 Millionen Franken — gegenüber 182 Millionen in der Periode 1947/49. Damit nähert sich die Gesamtausgabe des Schweizervolkes für alkoholische Getränke, die für die genannten Jahre amtlich mit 860 Millioen Franken angegeben war, den 900 Millionen Franken.

SAS.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26, Montag. 10. März, 17 Uhr: Konzert von Maria Luchsinger, Sopran; Lotte Stüssi, Violine; Marianne Wreschner, Klavier. Werke von Bach, Händel, Pasquini, Mozart. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Bern: Schweiz. Lyceum-Club, Gruppe Bern, Theaterplatz 7, 2. Stock. Sonntag, 9. März, 10—12 und 14—16 Uhr: Gesang, Wettbewerb, organisiert von der Musik-Kommission des Schweizerischen Lyceum-Clubs. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Theaterplatz 7, 2. Stock. Freitag, 14. März, 15.30 Uhr, spricht Frau Lola Lorme über Josef Kainz und seine Zeit. Frau Schell-von Noé liest aus Briefen des grossen Schauspielers. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

«Gott bleibt niemandes Schuldner»

sollte das Zitat in dem interessanten Artikel über die Arbeit der Aussätzigen-Mission in Zürich heissen, das dann dem Druckfehlerteufel zum Opfer gefallen ist. Damit auch wir Gesunde, in einem von Lepra gänzlich verschonten Lande Lebenden nicht Schuldner werden an diesen Aermsten unter allen Kranken, ladet dieser Verein alle, die sich für diese Arbeit interessieren, ein, sich durch Gaben oder als Käufer an dem kleinen Bazar am 29. März im Blaukreuzlokal am Zwingliplatz 1, beim Grossmünster Zürich, zu beteiligen. Dieser muss wieder für ein Jahr die nötigen Mittel für die segensreiche Arbeit beschaffen.

Radiosendungen für die Frauen

9. bis 15. März 1952

sr. Montag, 10. März, um 14 Uhr, in der Sendung «Notiers und probiers»: «Marktrundschau für die Schweizer Hausfrau. — Frühlingskuren. — Ein Rezept. — Was möchten Sie wissen? — Die drei Wünche.» — Dienstag, 11. März, um 14 Uhr: Gertrud Bossert über die «Berufsmöglichkeiten an der Frauenarbeitsschule in Basel». — Mittwoch, 12. März, ist um 14 Uhr die Sendung «Wir Frauen in unserer Zeit» mit Berichten aus dem In- und Ausland angesetzt. Die Spätsendung um 22.20 Uhr: «Frauen sprechen zu Männern», wendet sich nur anscheinend ausschliesslich an die Männerwelt; auch Hörerinnen können aus ihr manchen wertvollen Wink erfahren. — Freitag, 14. März, werden um 14 Uhr in der Frauenhalbstunde zuerst «Ungewöhnliche Frauenberufe» besprochen. Gertrud J. Chodan erzählt von der Tätigkeit der «Betriebs-Organisatorin» und Gabrielle Tyber stellt ich als «Konzert- und Theateragentin» vor. Anchliessend plaudert Elisabeth Thommen mit ihren Hörerinnen. — In der «halben Stunde für die berufstätige Frau» am Samstag, 15. März, wird Trudi Greiner um 17.30 Uhr die Frage beantworten: «Was bieten uns Radio und Film?»

Kinder- und Jugendsendungen

Montag, 10. März, wird um 15.20 Uhr die Schulfunksendung «Der fahrende Schüler im Paradies», ein Fasnachtsspiel von Hans Sachs, wiederholt. Um 17.30 Uhr werden die jugendlichen Hörer eingeladen zu einer «Reise nach dem Mars», ein abenteuerlicher Radiobericht von Stephan Mac-Farlane, mit der ersten Sendung «Der Albatros». — Die Kinderstunde am Mittwoch, 12. März, beginnt um 17.30 Uhr mit dem «Kindernachrichtendienst». Anschliessend werden «Värsli» von Cécile Ochsenbein «Joggelis Troum», aufgesagt. — Freitag, 14. März, um 17.30 Uhr wendet sich die Sendereihe «Wir lernen helfen» an alle Jugendlichen guten Willens, mit der Bitte: «Werdet Samariter!»

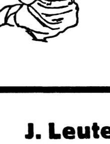
Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

Das Baby-Haus
an der **Talstrasse 16, Zürich**



bietet alles für Ihr Kind
Entzückende Kleidchen
Mäntel
Wäsche
Aparte Geschenke
Eigene Atelierarbeiten
Erstlings-Aussteuern

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119 — Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 — Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 — Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz — Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 — Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18 — Tel. 28 78 44
Universitätstraße 87 — Tel. 28 20 58

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charchuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Fenner
Rathausbrücke, Zürich
Tel. 23 67 20
WOLL- UND SEIDENSTOFFE
Spitzen, Garnituren, Mercerie

HACO
QUALITÉ
schont Ihr Portemonnaie

90 %
aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im „Frauenblatt", das in der ganzen Schweiz, von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

SCHAFFHAUSER WOLLE
REINE KAMMWOLLE

MÖRGELI
Vergolden u. Einrahmen
ZÜRICH SCHIFFE 3 TEL 23 91 07

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Kaffee
ob im Tea Room oder im Haushalt
— — gleichbleibende gute Qualität ist wichtig
Ein Versuch mit unserer
GIGER-MISCHUNG
lohnt sich bestimmt!
HANS GIGER & CO.
BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstraße 3 — Tel. 2 27 35